

# Stuttgarter Erinnerungen

Von Robert Gradmann †

Im Jahre der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Robert Gradmann haben neben der geographischen Wissenschaft auch die Heimatfreunde im Lande Anlaß genug, dieses Mannes dankbar zu gedenken, denn die Erforschung und Darstellung seiner Heimat ist stets ein Herzensanliegen dieses großen schwäbischen Gelehrten gewesen. Im Jahre 1939 ist er denn auch zum Ehrenmitglied des „Schwäbischen Heimatbundes“ ernannt worden.

Obwohl in Lauffen a. N. geboren, hat Gradmann Stuttgart, wo er vom vierten Lebensjahre an seine Jugend verbrachte, immer als seine eigentliche Heimatstadt angesehen. „Mir ist es die geliebte Vaterstadt geworden“, heißt es in seinen Lebenserinnerungen, „die ich mitsamt ihrer herrlichen Umgebung ans Herz geschlossen habe, der ich unendlich viel verdanke und meine Anhänglichkeit zeitlebens bewahrt habe.“

Im Alter (1948) hat er Stuttgart eine literarische Würdigung gewidmet, von der jedoch nur der rein geographische Inhalt posthum zum Druck gekommen ist (Stuttgarts Stadtbild, Lage und Landschaft, Berichte zur Deutschen Landeskunde, 17. Bd., 1956, S. 193–205). Wir nehmen gern den Anlaß des Gedenkjahres wahr, unseren Lesern die übrigen Teile darzubieten, in denen der Verfasser im Rückblick vor allem Züge des Stadtbilds der siebziger Jahre wieder lebendig werden läßt.

Das Manuskript wurde von Prof. Dr. K. H. Schröder, Tübingen, dem Betreuer des wissenschaftlichen Nachlasses von Robert Gradmann, im Einvernehmen mit dessen Sohn Dr. H. Gradmann zur Verfügung gestellt.

Manches ist aus dem Stadtbild verschwunden, was viele unter den jetzt Lebenden noch gesehen und seinerzeit unter die unveräußerlichen Eigentümlichkeiten Stuttgarts gezählt haben. Der Rebengürtel rings um die Stadt ist noch schmaler und lückenhafter geworden; das lustige Knallen der Pistolen und Schwärmer bei den Herbstfeiern ist verstummt. Man sieht auch nicht mehr die Bauernfrauen frühmorgens von Feuerbach, von Botnang und dem Bopser durch die Weinberge herabsteigen, die Milchkannen in anmutig-antiker Weise auf dem Haupte tragend, um sie in die Stuttgarter Häuser zu bringen.

In der Stadt hat man ganze Häuserviertel niedergelegt, um für das neue Rathaus Platz zu schaffen, ein stolzes Gebäude, das sich aber in seine Umgebung so gar nicht fügen will. Andere altertümliche Wohnviertel mußten riesigen Warenhäusern weichen. Verschwunden sind so bezeichnende Bauwerke wie die Legionskaserne, die schlichten Arkaden des „großen Bazars“, das Gymnasium illustre. Schade ist es auch um den alten Bahnhof. Er lag für die Reisenden äußerst bequem, mitten in der Stadt, nahe beim Königsbau, und zwar in der Straßenfront, so

daß der ankommende Fremde, wenn er aus der festlich gestimmten Empfangshalle heraustrat, nicht erst eine gefährliche Verkehrsstraße zu queren brauchte und sofort den glänzendsten Eindruck empfing von der schmucken Residenzstadt. Verschwunden sind auch so manche traulichen Plätze mitten in der Stadt und an deren Rändern. Das waren einst die schönsten Kinderspielplätze. Und sie werden durch die eigens hergerichteten umschrankten Sportplätze in keiner Weise ersetzt; diese bieten namentlich keine Gelegenheit zu Phantasiespielen, die doch der Kinder höchste Lust sind.

Ganz aus dem Stadtbild verschwunden ist das fließende Wasser. Das war freilich von jeher eine schwache Seite. Der arme Nesenbach, bei Kaltental noch ein klares Bächlein, muß sich aus der für ihn viel zu großen Stadt so viel schmutziges Abwasser aufladen lassen, daß ihn schon im Jahr 1500 Ladislaus Suntheim mit dem Namen „Wälz-im-Dreck“ beehrte. Jetzt verbirgt er sich schamhaft unter dem Boden und kommt erst neben den unteren Anlagen wieder zum Vorschein. In den siebziger Jahren war das noch anders; da floß er streckenweise noch offen durch die Gerber- und Bachstraße; es gab auch noch Gerbereien dort; man konnte neben dem offenen Nesenbach sogar im Freien sitzen und „frische Luft“ genießen. Ähnlich war es mit dem Vogelsangbach, der einst die zwei großen Weiher speiste, und dem waldumgebenen kleinen Vogelsangsee, wo sich Lenau zu seinen „Schilfliedern“ begeisterte. Dem Tobelbach entlang stieg man im „romantischen Täle“ vom Bopserbrünnele zwischen idyllischen Baum- und Beerengärten zum Bopserwald hinauf. Alles überbaut!

Die gründlichste Umwälzung hat das *Straßenleben* erfahren durch den Siegeszug der modernen Erfindungen. Daß sie uns viele Annehmlichkeiten gebracht haben, leugnet niemand, aber auch nicht, daß die Menschheit heute glücklicher wäre, wenn es z. B. kein Flugzeug gäbe: Ihre Kehrseite hat jede, und in das Straßenleben haben sie jedenfalls entsetzlich viel Lärm und Unruhe gebracht, und spätere Geschlechter werden sich wundern über die Unkultur, die heute kaltschnäuzig Tausende unschuldiger Menschenkinder dem Moloch der Verkehrsgeschwindigkeit opfert und auch noch behauptet, das müsse so sein. Doch davon wollen wir nicht reden; das ist

in allen Großstädten das gleiche; nur von besonderen Charakterzügen Stuttgarts soll hier die Rede sein.

Wie es in Stuttgarts Straßen um das Jahr 1870 aussah, davon mag die *Königstraße* ein Stimmungsbild geben. Das war damals noch nicht die reine Geschäfts- und Großverkehrsstraße wie heute, eher eine vornehme Promenadenstraße. Fast nur gutgekleidete Leute bewegten sich auf den Gehwegen, gemessenen Schrittes, ohne unanständige Eile. Die feinsten Läden gab es schon damals hier, nur noch nicht mit den Riesenschaufenstern; die kamen jetzt erst auf. Aber es war zugleich das begehrteste Wohnviertel, wo auch Minister und Millionäre sich wohlfühlten. Die brave Pferdebahn z. B. wurde schon nicht geduldet; sie mußte den Umweg durch die Calwer Straße machen, so sauer ihr das Bergsteigen fiel. Die elektrische Straßenbahn, die doch schwerbeladen die steilsten Höhen stürmt, fährt jetzt wie selbstverständlich zweigleisig durch die Königstraße und macht den still-vornehmen Platz vor dem Königsbau zu einem geräuschvollen und nur unter Lebensgefahr zu überschreitenden Hauptverkehrsknoten.

Damals zog täglich Punkt 12 Uhr die „Parade“ auf, die Ablösung der königlichen Schloßwache, mit klingendem Spiel, begleitet zu beiden Seiten von einer fröhlichen Menschenmenge. Es war jedesmal ein festliches Ereignis. Auf dem Schloßplatz schwenkte dann die Regimentskapelle ab und gab hier noch ein kleines Konzert, während Herren und Damen der „guten“ Gesellschaft sich plaudernd vor dem Schloß auf und ab bewegten und der königliche Stallmeister, stets ein Herr von Adel, in einer Querallee eines der edlen Leibpferde im Traversgalopp tummelte.

Es gab keinen Festzug, der sich nicht durch die Königstraße bewegt hätte, meist „historische“ Festzüge, Turner- und Sängereisen, im Jahr 1875 das große Schützenfest, an dem alle deutschen Stämme teilnahmen, am meisten bejubelt die Schweizer, die sich mit Alpenrosen, die Österreicher, die sich mit Edelweiß geschmückt hatten. Am schönsten war aber doch der Einzug der eichenlaubbekränzten siegreichen Truppen 1871 und das darauffolgende großartige Friedensfest unter Teilnahme aller Behörden, Vereine, Zünfte und Schulen, am Schluß die unterste Gymnasialklasse, auf ihrer Standarte die Aufschrift:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!  
Wir Kleinen kommen hintendrein.“

Die „Wacht am Rhein“, die hörte man damals fast

ununterbrochen Tag und Nacht. Auch sonst sind uns Alten manche Erinnerungen aus dem großen Jahr geblieben, ernste und heitere: Die Soldaten-Leichenzüge, die im Trauermarschtempo mit einer eigentümlichen, unvergeßlichen Trommelweise zum Fangelsbachfriedhof zogen, wo der Tote mit einer Salve geehrt wurde. Die Begleitmannschaft kehrte dann unter den Klängen eines frischen Militärmarsches wieder zurück; dann die kriegsgefangenen französischen Offiziere, die in jener humanen Zeit gegen Ehrenwort frei und vergnügt in der Stadt umhergehen durften, nebst Turkos und Zuaven; dann ein Original, der „Papp-Jean“, der die Extrablätter mit den Siegesnachrichten ausbot und an die Mauern klebte; auf dem Cannstatter Volksfest trat er auch als Bänkelsänger auf, mit selbstgemalten Moritaten; auch die Feldgendarmen mit ihren riesigen Bärenmützen waren noch zu sehen und vor allem die schwarzroten und schwarzrotgoldenen Flaggen, die fast ohne Unterbrechung die Bürgerhäuser schmückten. Wir Alten bemitleiden jeden, der dieses unverlierbare Glück nicht miterleben durfte. Zum Stadtbild gehörte auch das Viergespann, in dem die stolze Königin Olga, eine russische Prinzessin, durch die Stuttgarter Straßen fuhr, überall ehrfurchtsvoll begrüßt und huldreich dankend.

Als bemerkenswerte Eigentümlichkeit von Stuttgart pflegten frühere Besucher die kleinen gemütlichen Weinkneipen der Altstadt zu rühmen, wo sich würdige Bürger des Abends um den Stammtisch versammelten, wie es sich für eine Weingärtnerstadt geziemt; besonders beliebt waren die „Bäckerwirtschaften“. Noch weit zahlreicher und ebenso bezeichnend waren die öffentlichen Gärten (ähnlich den Münchner „Kellern“), große und kleine, die durch die ganze Stadt und über die umgebenden Höhen zerstreut waren. Hierher flüchtete man sich mit Weib und Kind in den schwülen Stuttgarter Sommernächten. Vorzügliche Militärkapellen konzertierten namentlich in den vornehmen Vereinsgärten, wobei es an Zaungästen nicht fehlte. Bei der Heimkehr von der Schillerhöhe oder vom Hasenberg konnte man dann das miternächtliche Silberglöckle vom Stiftskirchenturm noch hören und das „Lichtermeer“ drunten im Tal bewundern – falls nicht gerade Vollmond war und deshalb die Gasbeleuchtung unterblieb.

Ein Kinderparadies war „Nills Tiergarten“ am Herdweg. Er hatte die übelriechenden großen Raubtiere beim „Affenwerner“ in der Sophienstraße abgelöst und verstand es meisterhaft, Kinderherzen zu be-

glücken mit seinen geschickt untergebrachten lustigen Äffchen, Bären und sanften Rehen, die man alle füttern durfte; auch der Wolf aus dem Märchen durfte nicht fehlen. Versunkene Gärten! Ob die alte Stuttgarter Volksgewohnheit wohl durch die modernen Allerweltsvergnügungen, Kino und Sport, zurückgedrängt wurde? Oder ob man für den allzu kostbar gewordenen Platz rentablere Verwendung gefunden hat? Wahrscheinlich hat beides zusammen gewirkt.

Die Änderung der Geschmacksrichtung macht sich besonders auch in der Nachbarschaft fühlbar. Schulfrage: „Wohin geht jeder gute Christ am Sonntag?“ Antwort: „Nach Cannstatt.“ So war's in der Tat einmal. Für den Stuttgarter Bürger gab es sonntagnachmittags kein beliebteres Vergnügen als den Gang durch die schattigen „Anlagen“ nach der benachbarten Bäderstadt. Denn das war Cannstatt damals noch, viel mehr als heute, wo es offiziell „Bad

Cannstatt“ oder gar „Stuttgart-Bad Cannstatt“ heißt. Die Cannstatter wie auch Berger Sauerwasserquellen wurden von Kurgästen aus dem ganzen Land fleißig aufgesucht. Es gab eine ganze Anzahl feiner Hotels und jedes hatte seinen großen Garten, worin die Kurkapelle, öfters auch eine Militärkapelle musizierte, zeitweise gab es sogar mehrere Sommertheater. Und sonntags war von Stuttgartern alles überfüllt. Die erfrischenden Sauerwasserbäder sind auch jetzt noch überaus beliebt, aber der übrige Betrieb ist stark zurückgegangen. Cannstatt macht jetzt, namentlich in seinen Außenbezirken, eher den Eindruck der großen Industriestadt, fast mehr als Stuttgart selbst.

Und das „Cannstatter Volksfest“? Es gilt als etwas echt Schwäbisches und war es vielleicht früher, solange es noch als „Landwirtschaftliches Hauptfest“ aufgezogen war mit landwirtschaftlichen Ausstellungen, Preisverteilungen und Bauernrennen . . .

## Wie man in der alten Reichsstadt Reutlingen Feste feierte

*Eine Studie von Hermann Mall*

Die Bürger der alten Freien Reichsstadt Reutlingen haben immer gerne Feste gefeiert. Zur entsprechenden Ausgestaltung derselben benötigte man die Musik. Ob es nun galt, Fürstenbesuche zu empfangen, Zunftfeste zu feiern, Volksbräuche zu erleben, wie z. B. den Mutscheltag, den Schiedweckentag und besonders die Fastnacht, überall fand man Gelegenheit, um sich im Wirtshaus an Spiel, Tanz und Gesang zu ergötzen. Der nötige Wein war vorhanden, Reutlingen lag an der Weinstraße Straßburg-Ulm und baute schon seit den ältesten Zeiten selbst Wein. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Einfluß des Rates der Stadt bis hinein in die Ausführungen der Familienfeste reichte. Bereits im 15. Jahrh. gab es ein Statut, welches die äußere Aufmachung der Hochzeiten regelte und genau bestimmte, wieviel Gäste geladen werden durften, wieviel Geigen, Pfeifen und „Trommen“ zum Tanz aufspielen durften. Die Übertretung der Verordnungen wurde durch strenge Strafen geahndet.

Am obrigkeitlich genehmigten Tanz, der meist auf dem Schützenhaus oder auf der Tanzlaube des Rathauses oder im Rebental (ein auf der Südseite des neuen Spitals zu ebener Erde gelegener Saal gegen den Kanzleiplatz – jetzige Aula des Gymnasiums –) abgehalten wurde, durften in manchen Zeiten nur die allernächsten Angehörigen teilnehmen. Einige Auszüge aus den noch vorhandenen Ratsprotokollen sollen dies beweisen. In einem Ratsproto-

koll v. 2. August 1572 heißt es: „Schultheiß Zaininger begehrt zu wissen, welchermassen er sich halten solle mit des Ladens (Einladen der Gäste) und Spielleuten. Zu seines Sohnes Hochzeit seien ihm 8 Tisch und 1 Geigen und Pfeifen zum Spielen erlaubt.“

Ein Ratsprotokoll vom 24. April 1573 berichtet: „Alle Hochzeiten abgeschafft, also daß niemand weiter denn allein Vater und Mutter und Geschwister laden, auch alle Spiel und Däntz dabei, an Straf 10 fl (Gulden) ohnnachlässig zu bezahlen, abgeschafft sein sollen.“

Ratsprotokoll 9. Juni 1575: „Den Weingärtnern das Rebenmännlein umzutragen, abgeschlagen, aber ein Mahlzeit oder Zech samt eines züchtigen Tanz ihnen erlaubt.“

Ähnliche Verordnungen aus den Ratsprotokollen ließen sich noch viele nachweisen. Die Folgen dieser strengen Verordnungen waren, daß der weite Kreis der Verwandten eben verbotenerweise auf offenen Plätzen, in heimlichen Winkeln und Scheunen seine „Freibälle“ veranstaltete. So wird berichtet, daß schon 1578 alle Sonntag abend verbotene Tänze abgehalten wurden, obschon die verordneten Stadtknechte als Polizeiorgane rechtlich darüber wachten und keinen schonten, den sie erwischen konnten. Diese verbotenen Tänze endeten dann meist damit, daß die Spielleute gefangen gesetzt wurden. Eine beliebte Gelegenheit für verbotene Tänze waren auch die „Lichtkärze“, wo die Menschen in Privathäusern zu